

Sächsische Vorzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.
Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt,
für die Ortshauptmannschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden,
Charandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate
werden bis Montag,
Mittwoch u. Freitag
Mittag angenommen
und kosten:
die Spalte 15 Pfg.
Unter Eingangs:
30 Pfg.

Inseraten-
Annahmestellen:
Die Arnoldische
Buchhandlung,
Invalidentanz,
Dalenstein & Bogler,
Rudolf Woffe,
G. E. Taube & Co.,
in Dresden, Leipzig,
Gamburg, Berlin,
Frankfurt a. M.
u. s. w.

Nr. 17.

Dienstag, den 8. Februar 1887.

49. Jahrgang.

Politische Weltchau.

Deutsches Reich. Die klerikale „Königliche Volkszeitung“ sieht sich nunmehr zu dem Eingeständnisse gezwungen, daß der Papst in der That einem Mitgliede des Centrums gegenüber den Wunsch geäußert habe, die Ultramontanen möchten der Reichsregierung in der Militärfrage entgegenkommen und das Septennat anstandslos bewilligen. Auf der anderen Seite sei aber von dem heiligen Vater ausdrücklich betont worden, er wolle in keinem Falle die Entschliessung einer Partei beeinflussen, deren große Verdienste um die katholische Sache er voll und ganz anerkenne. Daß der Papst seine Wünsche und Befehle nicht in die Form militärischer Kommandos, sondern väterlicher Ermahnungen zu kleiden pflegt, weiß alle Welt. Auch wird er gewiß nicht die Gelegenheit haben vorübergehen lassen, seine Ermahnungen dadurch zu verfeinern, daß er in dem gewohnten Kurialstyle den Verdiensten des Centrums einige Anerkennung zollt. Deshalb bleibt aber trotzdem immer die Thatsache unleugbar, daß der Papst, der sich auf die Vertretung der katholischen Interessen doch wohl besser versteht, als Herr Windthorst, die Verwerfung des Septennates seitens des Centrums für einen schweren politischen Fehler gehalten und sich bewegt gefühlt hat, diese seine Ansicht einem Mitgliede des Centrums kund und zu wissen zu thun. Der betreffende Herr scheint es aber nicht für nöthig erachtet zu haben, seinen Gesinnungsgenossen von diesem päpstlichen Schreiben Mittheilung zu machen. — Aus neueren Nachrichten ergibt sich, daß dieser „betreffende Herr“ der Abg. v. Franckenstein gewesen ist. Derselbe hat, wie terner bekannt wird, durch den päpstlichen Nuntius in München, Cardinal di Pietro, dem Vatikan ein Handschreiben übermitteln lassen, worin er die Verwerfung der Militärvorlage zu rechtfertigen sucht. Als Erwiderung hierauf ist nun in der päpstlichen Nuntiat in München eine Note des Cardinal-Staatssekretärs eingetroffen, worin es u. A. heißt: „Während ich davon absehe, die Gründe zu prüfen, mit welchen der Abg. v. Franckenstein bemüht ist, das bei der Abstimmung über die Militärvorlage vom Centrum beobachtete Verfahren zu rechtfertigen, halte ich es für sehr dringend erforderlich, auf den anderen Theil seines Schreibens näher einzugehen. Der Verfasser wünscht zu erfahren, ob der heilige Stuhl die Ansicht hege, daß die fernere Vertretung der katholischen Bevölkerung im Reichstage durch das Centrum nicht mehr notwendig sei; in diesem Falle würde er (v. Franckenstein) nebst der Mehrzahl seiner Kollegen auf die bisher innegehabten Mandate verzichten. Er fügt ferner hinzu, daß das Centrum der Kurie keinen Gehorsam zu leisten vermöge in Fragen, welche nicht kirchlicher

Natur seien. Es ist hierauf zunächst zu erwidern, daß der heilige Stuhl die Verdienste durchaus anerkennt, welche das Centrum und seine Leiter sich um die Sache der Katholiken erworben haben. Die Aufgabe der Ultramontanen, ihre religiösen Interessen zu verteidigen, kann aber auch heute noch nicht als erfüllt betrachtet werden. Auf gänzliche Beseitigung der Maigesetze hinzuwirken, die legitime Auslegung der neuen Verordnungen zu befürworten und deren Ausführung zu überwachen — das ist auch fortan die Pflicht der Katholiken im Reichstage. Man muß ferner bedenken, daß in einem Lande, wo der Protestantismus als Staatsreligion gilt, sich häufig Veranlassungen zu religiösen Reibungen finden und daß es somit notwendig erscheint, die Rechte der Katholiken in gesetzlicher Weise zu verteidigen. Auch muß eine katholisch-parlamentarische Partei, welche für die unbaltbare Lage des erhabenen Oberhauptes der Kirche Mitgefühl beugt, stets die passende Gelegenheit benützen, um die Wünsche ihrer katholischen Landsleute zu Gunsten des Papstes auszusprechen und zur Geltung zu bringen. Dem Centrum in seiner Eigenschaft als politische Partei ist stets unbeschränkte Aktionsfreiheit eingeräumt worden und wenn der heilige Vater geglaubt hat, den Ultramontanen seine Wünsche hinsichtlich des Septennates auszusprechen zu müssen, so ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Angelegenheit mit anderen Fragen von religiöser und moralischer Bedeutung auf's Engste zusammenhängt. Zunächst lagen triftige Gründe vor, anzunehmen, daß der engtägigen Revision der Maigesetze ein mächtiger Impuls zu Theil werden würde, wenn die deutsche Reichsregierung sich durch die Haltung des Centrums bei der Abstimmung über das Septennat befriedigt gefühlt hätte. Auch wollte der Papst die sich ihm darbietende Gelegenheit nicht veräumen, sich dem deutschen Kaiser und dem Fürsten Bismarck angenehm zu machen und so das mächtige deutsche Reich günstig für die katholische Sache zu stimmen. Vorstehende Betrachtungen, welche sich nach der Anschauungsweise des Vatikan auf die mit dem Septennate zusammenhängenden religiösen und moralischen Fragen beziehen, hatten den heiligen Vater veranlaßt, seine diesbezüglichen Wünsche dem Centrum zu erkennen zu geben. Dieses Schreiben, welches die erhabenen Ansichten des Papstes wiedergibt, wollen Sie dem Herrn v. Franckenstein übermitteln und ihn beauftragen, dasselbe zur Kenntniß der Centrums-Mitglieder zu bringen.“

Die Börse, bekanntlich ein äußerst feiner Gradmesser der politischen Stimmung — so wird von hochoffiziöser Seite geschrieben — ist schon seit längerer Zeit nicht mehr recht zur Ruhe gekommen; in den letzten Tagen aber hat das Unbehagen dieses in unserem öffentlichen Leben eine so hochwichtige Stellung

einnehmenden Institutes eine derartige Höhe erreicht, daß man mit Fug und Recht von Panik der Kurse und allgemeiner Déroute sprechen darf. Wir glauben kaum, daß alle die tollen Gerüchte, die neuerdings an der Börse kolportirt werden, einen realen Hintergrund haben; es mögen vielmehr manche Nachrichten sich darunter befinden, die einzig und allein auf Spekulationszwecke zurückzuführen sind. Andererseits darf man sich aber nicht wundern, wenn die Besorgniß im Volke betreffs Ausbruches eines Krieges in letzter Zeit eine bedeutende Steigerung erfahren hat. Der Reim dazu wurde bereits damals gelegt, als die oppositionelle Reichstagsmehrheit den verbündeten Regierungen die von diesen nach reichlicher Ueberlegung verlangten Mittel behufs Verstärkung unserer nationalen Wehrkraft verweigerte und dadurch Unruhe und Besorgniß in die weitesten Kreise des deutschen Volkes trug. Es kennzeichnet die fragwürdige Moral der intellektuellen Urheber jenes unseligen Reichstagsbeschlusses, daß sie angesichts der auf diese Weise erzeugten Störung unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens den Spieß umzukehren versuchten, indem sie es den nationalen Parteien und ihrer Presse zur Last legen, durch ihre wohlgemeinten und leider nur zu wohl begründeten Warnungen das Gesperrst einer drohenden kriegerischen Verwicklung heraufbeschworen zu haben. Durch ein derartiges Fälschungsmanöver seitens der oppositionellen Parteien wird sich jedoch kein Einsichtiger täuschen lassen. Die Barackenbauten jenseits unserer Westgrenze, die Wassereinfuhr von Chemikalien nach Frankreich zur Herstellung von Sprengstoffen, die auffallend vorsorgliche und reichliche Kompletirung des Pferdebestandes der französischen Armee, das Engagement englischer und amerikanischer Waffenarbeiter seitens Pariser Gewehrfabrikanten — alles dies sind positive Thatsachen, die auf die Dauer dem deutschen Volke doch nicht hätten verborgen bleiben können. Aber mit welcher größerer Seelenruhe würden die verbündeten Regierungen diese verdächtigen Symptome betrachten können, wären sie in der Lage, sich sagen zu dürfen: Wir sind auf Alles vorbereitet; wir haben einen einsichtigen, patriotischen Reichstag an unserer Seite, der für unsere Bemühungen, Deutschlands Wehrkraft auf der Höhe der Situation zu erhalten, Verständnis zeigt und uns durch Bewilligung der erforderlichen Geldmittel in den Stand setzt, unserer Pflicht, über die Sicherheit des Reiches zu wachen, in vollem Maße zu genügen. Wie aber liegen in Wirklichkeit die Dinge in Deutschland? Wir sehen den Kaiser und seine bewährtesten Mitarbeiter von der Reichstagsopposition schmählich im Stiche gelassen, wir hören, wie diese letztere auf Markt und Gassen sich des Erfolges ihrer Bemühungen, der Reichsregierung

Feuilleton.

Geliebt und verloren.

Roman aus der Gegenwart von Gustav Köffel.

(21. Fortsetzung.)

„Das ist auch nur eine Vermuthung und kein Beweis“, sagte Robertus achselzuckend. „Stehen wir aber bei den christlichen Beweisen still. Wenn Deine Tochter jemals wieder austauschen sollte, so wird man weder mehr nach Kecklichkeiten noch nach Erinnerungen urtheilen können. Diese können bis zur vollständigen Vergessenheit verblasst oder nur nach erzählt sein. Da giebt es nur eins, den konkreten schriftlichen Beweis. Wo der erbracht wird, da darfst Du sicher sagen: „Dieses hier ist meine rechte Tochter.“ Etwas Anderes natürlich wäre es, wenn Deine erste Gattin sie Dir selbst zuführte. Denn Deine Gattin würdest Du doch unter allen Umständen wieder erkennen?“

„Und wäre sie noch so verändert“, entgegnete Banya. „Aber ich möchte sie nicht wiedersehen und sie lieber mit dem „Geliebt und verloren“ begraben wissen für immer. Nur meiner Tochter möchte ich noch einmal in's Auge schauen, ehe ich selbst die müden Augen schliesse. Ach! wenn sie unverdorben geblieben wäre und ich ihr sagen könnte, wie wenig ich ihre Verachtung, wie sehr aber ihre Liebe und Theilnahme verdiene! Meine arme Tochter! Wie gerne möchte ich sie in die glückliche Lebenslage zurückführen, zu der sie durch Geburt und jedes natürliche Recht berufen ist.“

„Wir reden später noch ein Mehreres hiervon“, sagte Robertus ablenkend. „Nun aber zu einem kleinen Festprogramm für unser so unerwartetes Wiedersehen. Du mußt natürlich hier alles Bemerkenswerthe kennen lernen, schon um der Freunde und Deiner kleinen Tochter willen, die Dich dabei darum befragen werden. Inzwischen erkundige ich mich in meinem Patientenkreise nach der Erzieherin par excellence und in dieser findest Du dann hoffentlich gleich eine angenehme Gesellschafterin, welche Deine trüben und finsternen Gedanken verschweicht und Dich nöthigt, Deine Aufmerksamkeit wieder mehr den Lebenden als den Todten zuzuwenden, woran ich es inzwischen auch nicht fehlen lassen werde.“

„Diese Aussicht stimmt mich allerdings schon freudiger“, entgegnete Banya, „obgleich ich darüber niemals meinen nächstböhren Lebenszweck vergessen werde, mein innigst geliebtes Kind wiederzufinden und Alles daran zu setzen, um es der zweifelhaften oder verzweifelten Lage zu entreißen, in welche es der Leichtsinns seiner Mutter und meine eigene Strafbarkeit gebracht haben mag.“

Achtes Kapitel.

Unenthält.

Eines Abends, als Baron Otto auf dem Wege nach dem Orte des Stelldicheins an der Veranda des bden Hauses vorüberging, hörte er in derselben neben Valeska's Stimme noch die eines Mannes.

„Gehen Sie mir also voraus bis zur Ecke“, sagte Valeska, „ich komme alsbald nach.“

„Lassen Sie mich nicht zu lange warten, theure Valeska“, ließ sich die Stimme des Mannes vernehmen.

Als sich derselbe bald darauf verabschiedete und in's Freie trat, erkannte Otto in ihm Douay, den Schreiber des parfumirten Billets. Die Photographie war nur zu gut getroffen. Nur mit Mühe konnte sich Otto beherrschen; trotzdem ließ er Valeska, mit der er wenige Minuten nachher zusammen traf, nichts merken und stimmte auch ein, als sie sich unter dem Vorwande eines Unwohlseins schon nach kurzer Zeit zurückzog.

Hierauf eilte Otto nach seiner Wohnung, warf sich einen losen Mantel um, stülpte sich einen dreitragigen Hut auf und begab sich nach der zwischen Valeska und Douay verabredeten Straßenecke. Dort stand der barrende Douay. Nach einigem Warten kam auch Valeska dicht verschleiert heran und enifernte sich mit ihrem Begleiter. Otto folgte ihnen vorsichtig.

Nach ungefähr einer Viertelstunde verschwanden jene in einem Hause. Otto beschloß, in einer Ecke des dunklen Hausflurs die Rückkehr Valeska's geduldig abzuwarten.

Nach langem Harren ertönten plötzlich fluchtartige leichte Schritte auf der Treppe; Valeska kam in fliegender Eile dieselbe herab. Sie war unverschleiert und auf ihrem Gesichte malten sich Schreck, Angst und Entsetzen.

„Das war keine bloße Umkehr“, murmelte Otto, „das war Flucht vor etwas Schrecklichem, das ihr da begegnet sein muß.“ Er folgte Valeska eilends in der Richtung, in der sie verschwand.

Zu Hause angekommen, begab er sich, Kopfschmerzen vorschüßend, früh zu Bette. Am nächsten Morgen, nach einer schlaflosen verbrachten Nacht, las Baron Otto in der Zeitung die Nachricht von einer sensationellen Mord-affaire in der Florstraße 13. — Das war das Haus,